

Rezensionen zum Themenschwerpunkt

Jacqueline Murray Hg., **Marriage in Premodern Europe: Italy and Beyond** (= Publications of the Centre for Reformation and Renaissance Studies, Essays and Studies 27), CRRS Publications: Toronto 2012, 393 S., 11 Abb., ca. EUR 23,50, ISBN 978-0-7727-2122-8.

Der Sammelband mit insgesamt 16 Beiträgen ist das Ergebnis einer im Jahr 2009 vom Zentrum für Reformations- und Renaissance-Studien am Victoria College der Universität von Toronto veranstalteten Konferenz zum Thema „To Have and to Hold: Marriage in Premodern Europe, 1200–1700“. Unterteilt in die Abschnitte „Women, Men and Marriage“ sowie „Images and Ideologies“ zeichnen europäische und amerikanische GeisteswissenschaftlerInnen verschiedener Fachrichtungen ein plurales Bild von Eheschließungen. Durch diesen interdisziplinären Ansatz des Sammelbandes kann das Thema auf vielfältige Weise skizziert werden, was nicht nur einen umfangreichen Einblick in das jeweilige Prozedere in verschiedenen europäischen Regionen, sondern ebenso in die symbolische Bedeutung dieser Handlungen erlaubt.

Vorrangig basierend auf Methoden der Mikro- und Geschlechtergeschichte, etwa auf spezifischen analytischen Konzepten wie jenem der Kulturtheorie Pierre Bourdieus, werden anhand von überliefertem Material aus öffentlichen und privaten Archiven einzelne Fallgeschichten anschaulich rekonstruiert. Den geographischen Schwerpunkt bilden dabei italienische Städte und Regionen. Parallel werden aber auch Fälle aus anderen europäischen Räumen skizziert. Zeitlich sind die Beiträge der Reformations- und Renaissancezeit zuzuordnen und umfassen somit einen Zeitraum, in dem sich sowohl die rechtlichen als auch die sozialen Merkmale von Eheschließungen, insbesondere vor dem Hintergrund der Bestimmungen des Konzils von Trient, veränderten.

Den Essays vorangestellt sind einleitende Bemerkungen von Jacqueline Murray, die aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive vor allem die angloamerikanische Forschungstradition und den aktuellen Forschungsstand zum Thema darstellt. So sei das Heiraten seit jeher von multiplen Faktoren bestimmt worden, zu denen neben dem politischen und sozialen Kontext der jeweils beteiligten Personen auch deren Rang und Reichtum sowie die zeitbedingten Geschlechterrollen gezählt werden müssen (21f.). Die Eheschließung wird somit als eine über die Kategorien Zeit und Kultur veränderli-

che soziale Institution beschrieben. Diese Grundannahme spiegelt sich in den einzelnen Beiträgen des Sammelbandes wider und dient als übergeordneter, thematischer Leitfaden.

Vor- und Nachteile von politisch konnotierten Heiratsverbindungen diskutiert Elena Crislyn Woodacre (29–49) anhand von verschiedenen Heiratsstrategien für Königinnen und Kronprinzessinnen in europäischen Ländern, darunter die Heirat von Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien als Beispiel für „a most prestigious alliance in a marriage of relative equality“ (33). Politische Implikationen für eine Eheschließung sind ebenso für die Heirat von Federico II. Gonzaga und Margherita Paleologa von Montferrat zu konstatieren, jedoch legt Sally Hickson den Fokus ihrer Darstellung (75–93) auf die Analyse der Stellung von Margherita Paleologa als Witwe innerhalb des Familienverbandes der Gonzaga. Damit wird eine gewisse Art der Selbstbestimmung von Frauen in einem patriarchalisch aufgebauten sozialen Netzwerk aufgezeigt. Ähnliches beschreibt Jamie Smith (107–129) anhand von Ehefrauen aus Genua, welche als sogenannte *Tutela* im Sinne eines spezifischen weiblichen Rechts agieren konnten. Elena Brizio stellt ebenfalls eine selbstbestimmte Frau in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung, die, aus der städtischen Oberschicht von Siena stammend, entgegen der städtischen Tradition von endogamen Hochzeiten und entsprechenden rechtlichen Bestimmungen einen Auswärtigen heiratete (93–107).

Dezidiert exogame, vor allem mit ökonomischen Überlegungen verbundene Heiratsstrategien praktizierten Familien aus den italienischen Handelszentren. Die Heirat von florentinischen Händlern mit Frauen aus der ungarischen Nobilität, wie sie Katalin Prajda (149–169) untersucht, bildete den Grundstein für ein stabiles Handelsnetzwerk, florierende Unternehmen und den Zugang zu politischen Ämtern in beiden Ländern. Ebenso können Heiraten von auswärtigen Frauen in Familien des italienischen Stadtpatriziats als eine spezifische Form der Migration angesehen werden, wie es Ersie Burke (169–201) anhand von Beispielen aus den griechischen Familien Seguro, Cubli und Paleologos nachzeichnet. Als „new, broader marriage network“ (174) spielten die Töchter der Zugewanderten als Ehefrauen für die Einheimischen in Venedig eine wichtige Rolle bei der Integration des gesamten elterlichen Familienverbandes.

Ähnlich geartete sozialintegrierende Funktionen zwischen Teilen der einheimischen Elite und von außerhalb stammenden Personen sowie die damit verbundenen Aspekte der Heiratsmobilität lassen sich exemplarisch auch in Rom feststellen. Im Zusammenhang mit der Ausdehnung der päpstlichen Macht in Italien und der hohen personellen Fluktuation innerhalb der Kurie sowie des päpstlichen Hofes, wuchs in der römischen Elite die Akzeptanz von sogenannten „cross-regional marriages“ (206f.). P. Renée Baernstein (201–221) kann jedoch nachweisen, dass traditionelle, endogame Heiratsstrategien als Teil der sozialen Distinktion der fürstlichen Eliten in und um Rom parallel erhalten blieben.

140 Einen Einblick in die zeremonielle Praxis von römischen Heiraten vor allem im Umkreis und unter Einflussnahme der Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts bietet er-

gänzend Jennifer Mara DeSilva (49–75). Dabei liegt der Fokus ihrer Betrachtung auf Eheschließungen im verwandtschaftlichen Umfeld der Päpste und ihren jeweiligen zeremoniellen Riten, die Rückschlüsse auf die politische Bedeutung der einzelnen Verbindungen zulassen. Der politische Einfluss der Päpste auf italienische Städte konnte, so zeigt es Mauro Carboni (239–257) am Beispiel Bolognas, sowohl immense Auswirkungen auf das Heiratsverhalten der städtischen Eliten als auch auf die demographischen Entwicklungen innerhalb dieser sozialen Gruppe haben. In Bologna veränderte sich durch das Machtstreben der aristokratischen Oligarchie die Praxis der Eheschließungen von „horizontal bonds of parentado to vertical bonds of the casato“ (242) strikt endogam, was mit restriktiven Heiratsbeschränkungen einher ging. Konträr zur Oligarchie in Bologna verhielten sich die Eliten in Gent. Ökonomische und politische Entwicklungen innerhalb der Stadt verschafften den BürgerInnen die Möglichkeit, sich durch Heiraten mit adeligen Familien zu verbinden. Shennan Hutton (129–149) führt in diesem Zusammenhang aus, dass vor allem die Nutzung des kognatischen Verwandtschaftssystems zu einer ökonomischen Aufwertung der adeligen Familien einerseits und zu einer sozialen Anerkennung der bürgerlichen Familien andererseits beitrug. Heather Parker überträgt das Phänomen von lokalen Heiratsverbindungen auf Regionen in Schottland und macht dieses am Beispiel der Carnegie-Familie deutlich (221–239). Eheschließungen sowohl von Söhnen als auch von Töchtern der Carnegies in einem überschaubaren regionalen Teil Schottlands sowie dezidiertes ökonomisches und politisches Agieren bildeten nicht nur den Grundstein für die Konsolidierung politischer Macht auf lokaler Ebene, sondern auch für politische Partizipation am königlichen Hof in Edinburgh.

Im Anschluss an die ausführlichen historischen Fallbeispiele bietet der Band einen Einblick in die Darstellung von Eheschließungen in Kunst, Literatur und Theater der Reformations- und Renaissancezeit. Erin J. Campbell (257–279) verweist über die ikonographische Beschreibung von Familienporträts aus Bologna auf die Rolle älterer Frauen innerhalb patrilinearer Familienverbände, deren bildliche Darstellungen unter anderem mit religiösen Implikationen einhergehen. Zentrale Aspekte der weiblichen Körperlichkeit und ihr Wirken auf die Institution Ehe beschreibt Lesley Peterson (333–357) anhand einer dezidierten Textanalyse englischer Dramen von Shakespeare, Marlowe und Cary.

Matteo Soranzo (279–307) und Reinier Leushuis (307–333) zeigen auf Grundlage der „De Amore Coniugali“ von Giovanni Pontano sowie verschiedener Novellen von Matteo Bandello, wie sich einzelne, praktische Aspekte der Eheschließungen in der Renaissanceliteratur niederschlugen. Dazu gehören beispielsweise die vier wesentlichen rituellen Merkmale einer florentinischen Eheschließung, das sogenannte „impalmento“, das „sponsalium“, das „matrimonium“ und das „ductio“ sowie die hohe Bedeutung der Öffentlichkeit und die „ambiguity of the spoken words that initiate or seal the matrimonial bond“ (309) mit Blick auf die rechtliche Verbindlichkeit einer Ehe. Diese Verbindlichkeit konnte trotz des bekannten Gewaltpotentials des Ehemannes

aufrechterhalten bleiben, wie William E. Smith III am Beispiel der Engländerin Anne Wentworth aufzeigt (357–377), die als ‚sponsa Christi‘ mittels ihrer apokalyptischen Prophezeiungen eine für Frauen in dieser Zeit ungewöhnlich öffentliche Rolle innerhalb der Londoner Gesellschaft einnahm.

Obwohl der Sammelband einen breit gefächerten Überblick zum Thema Eheschließungen bietet, erscheint die geographische Fokussierung auf Italien sowie die ausschließliche Analyse gesellschaftlicher Eliten in gewisser Weise limitierend. Die Einbeziehung weiterer europäischer Regionen, die hier zwar in Ansätzen bereits vorhanden ist, sich aufgrund der eindeutigen geographischen Ausrichtungen der Forschungen auf Italien der LeserInnenschaft aber nur bedingt erschließt und die Betrachtung weiterer sozialer Schichten würden den Blick auf das Thema Eheschließungen in der Vormoderne in wünschenswerter Weise schärfen und ergänzen. Erste Grundlagen mit nützlichen Ansätzen hinsichtlich der Forschungsmethoden sowie der Auswahl von möglichem Quellenmaterial vermittelt „Marriage in Premodern Europe: Italy and Beyond“ jedoch auf ansprechende Weise.

Wencke Hinz, Hannover

Leslie Page Moch, **The Pariahs of Yesterday. Breton Migrants in Paris**, Durham/London: Duke University Press 2012, 272 S., 5 Ill., 3 Karten, ca. EUR 17,50 (paperback), ISBN 978-0-8223-5183-2.

Während die Einwanderung nach Frankreich seit Jahrzehnten im Fokus der Migrationsforschung steht, hat die französische Binnenwanderung von den Provinzen nach Paris bis heute nur wenig Beachtung gefunden. Ausgehend von migrationstheoretischen Konzepten analysiert Leslie Page Moch anhand der bretonischen Zuwanderung nach Paris die Muster der Integration von Minoritäten und von nationaler Identitätsbildung in Frankreich, die Rolle des Staates bei den parallel stattfindenden Prozessen der Inklusion und Exklusion sowie die Unterschiede in den Lebens- und Arbeitsbedingungen zwischen Frauen und Männern in der Metropole.

Die Untersuchung basiert auf der Unterscheidung zwischen der französisch- und keltischsprachigen Herkunftsregion sowie auf dem Vergleich der beiden wichtigsten Zuwanderungsgebiete für Bretoninnen und Bretonen, dem 14. Arrondissement rund um den Bahnhof Montparnasse zum einen, der nördlichen Banlieue St. Denis zum andern. Zeitlich beschäftigt sich die Autorin mit den Veränderungen während vier verschiedener Perioden: der Zeit um 1890, der Belle Époque, der Zwischen- und der Nachkriegszeit. Dabei erweisen sich die Eheregister als aussagekräftiges und vielschichtiges Quellenmaterial. Sie geben Aufschluss über Geschlecht, Herkunft, Alter, voreheliche Geburten, Wohnadressen, Beruf beziehungsweise Erwerbstätigkeiten; die Trauzeu-gen und ab 1900 auch die Trauzeuginnen – vorher waren sie als solche nicht

zugelassen – dokumentieren die je nach Quartier und Zeitraum unterschiedlichen Beziehungsnetze. Doch erst in der Verknüpfung mit Erinnerungen bretonischer Familien in Paris vermitteln die Angaben aus den Registern ein Bild der Lebenswelten dieser zugewanderten Bevölkerungsgruppe. Darüber hinaus beleuchtet Page Moch – unter Einbeziehung des politischen und wirtschaftlichen Kontextes – anhand von Vereins- und Zeitschriftengründungen die Entwicklung der bretonischen Community in Paris und parallel dazu, anhand von Büchern und Berichten, das Bild, das sich die Mehrheit von dieser dem Französischen zu Beginn oft nicht mächtigen Minorität machte. Bereits mit dem Buchtitel „The Pariahs of Yesterday“ markiert sie deren gesellschaftliche Zuordnung und damit auch deren Ähnlichkeit mit dem heutigen Status transnationaler Einwanderungsgruppen als Outsider.

Wanderungen von der Bretagne nach Paris setzten ab 1890 in großem Maßstab ein und dauerten fast ungebrochen bis weit in die Nachkriegszeit hinein an. Das Muster der Kettenmigration gilt auch für diese Bewegung: Viele der Bretoninnen und Bretonen reisten nicht allein nach Paris, fast alle hatten dort bereits Bekannte oder Verwandte. Während bis zum Zweiten Weltkrieg bedeutend mehr als die Hälfte der Frauen in Privathaushalten oder in hauswirtschaftlichen Diensten in Spitälern und Heimen, allenfalls noch im Gastgewerbe und in der Bekleidungsindustrie ein Auskommen fanden, war die Situation der Männer je nach Wohnviertel eine andere. St. Denis war geprägt von der Schwerindustrie. Die neu aus der Bretagne Zugewanderten waren mehrheitlich junge, ledige Männer, die um 1890 als ungelernete Arbeitskräfte in den Fabriken Beschäftigung fanden. Ein Bretonisch sprechender Fabrikarbeiter von ländlicher Herkunft heiratete in St. Denis meistens eine aus der gleichen Region zugewanderte Bretonin, die in einem Pariser Haushalt arbeitete. Diese bretonischen Brautpaare waren zum Zeitpunkt der Eheschließung im Durchschnitt einige Jahre älter als andere Pariser Brautleute und im Gegensatz zu diesen lebten sie kaum vor der Heirat in konsensualer Ehe zusammen. Vielmehr wohnten bretonische Zugewanderte oft selbst nach der Heirat getrennt: sie im Hause, in dem sie arbeitete, er in St. Denis, meist bei Verwandten oder den Eltern.

Das 14. Arrondissement dagegen war stärker kleinbürgerlich geprägt, die Zuwanderung lange überwiegend weiblich. Im Umfeld des Bahnhofs Montparnasse, wo die meisten bretonischen Zugewanderten ankamen, fanden junge Männer relativ leicht eine Beschäftigung, entweder direkt in den Verkehrsbetrieben oder in davon abhängenden Branchen, anfänglich in der Regel jedoch mehrheitlich nur als Tagelöhner. Frauen dagegen waren hier bis in die Nachkriegszeit in der ständig wachsenden Bekleidungsindustrie tätig, außerdem in Spitälern und Heimen, in Bistros oder dem sich rund um den Bahnhof etablierenden Kleingewerbe im Umfeld des Rotlichtmilieus. Mehrheitlich jedoch arbeiteten bis in die Zwischenkriegszeit auch die Bretoninnen aus dem *Quatorzième* wie jene aus St. Denis über ganz Paris verstreut in Privathaushalten. Und wie in St. Denis heirateten auch hier die bretonischen Brautleute um die Jahrhundertwende relativ spät. Doch im Gegensatz zur industrialisierten Banlieue lebten sie weit häufiger

schon vor der Ehe als Paar zusammen, hatten bei der Heirat oft bereits ein Kind und pflegten engere Beziehungen zu Bekannten als zur eigenen Familie. Ebenso verehelichten sich Bretoninnen im 14. Arrondissement in dieser Zeit deutlich öfter mit Franzosen, die aus einer anderen Region zugewandert waren. Ob Bretone oder nicht, in der Regel hatte der Ehemann in diesem Stadtkreis bei der Heirat eine feste Stelle. Die bretonische Ehefrau war ihrerseits weiterhin erwerbstätig, lebte aber kaum vom Ehemann getrennt in einem fremden Privathaushalt. Die Integration der bretonischen Zugewanderten in die Pariser Bevölkerung fand demnach in diesem Stadtkreis bereits um die Jahrhundertwende statt, während sich die Bretoninnen und Bretonen in St. Denis noch bis in die Zwischenkriegszeit eher als lediglich temporär im Pariser Becken Niedergelassene verstanden. Bestärkt wurden sie in diesem Selbstverständnis von konservativen Publizisten und der katholischen Kirche.

Vor dem Ersten Weltkrieg gelang es der Kirche und bretonischen Notablen in starkem Maße, weiterhin Einfluss auf die bretonischen Migrantinnen und Migranten zu nehmen und, die sittliche Gefährdung in der Großstadt heraufbeschwörend, die Rückkehr in die Bretagne zu propagieren. Aber die in den Heiratsregistern dokumentierten Veränderungen wie sinkendes Heiratsalter, rasch steigende Alphabetisierung sowie zunehmende berufliche Qualifizierung der Männer verweisen nach Page Moch auf eine wachsende Integration in die Pariser Gesellschaft, und zwar auch in St. Denis. Die Vielfalt von Vereinsbildungen sowie von Zeitungsgründungen bestätigt diesen Prozess der Veränderungen und Verschiebungen in der bretonischen Community in Paris. Seit dem Ersten Weltkrieg wandten sich mehr und mehr bretonische Arbeiter von der Kirche ab und engagierten sich in den sozialistischen Gewerkschaften. Andere bretonische Wortführer forderten mit dem Verweis auf die überdurchschnittlich hohe Zahl von Gefallenen in der *Grande Guerre* von 1914 bis 1918 Anerkennung der Opferbereitschaft dieser westlichsten Region ein. Doch erst allmählich setzte sich auf der diskursiven Ebene die Wertschätzung des Bretonischen als eine der reichen kulturellen Facetten Frankreichs durch und löste damit das Bild der Rückständigkeit und des Elends ab. Diese Vorstellung war in Romanen und illustrierte Zeitschriften lange personifiziert in der Figur der in die Metropole zugewanderten Frau aus der Bretagne.

Geprägt war dieses imaginierte Bild durch die schwierigen Arbeitsbedingungen armer zugewanderter Frauen in einer sich wandelnden urbanen Umgebung. Im Gefolge der städtebaulichen „Hausmannisierung“ wohnten in den Mansarden im sechsten Stock der neuen Häuserzeilen die *domestiques* der Haushalte der fünf unteren Stockwerke. Dieser *Sixième* wurde im Paris um die Jahrhundertwende zum Symbol latenter Lasterhaftigkeit, wie das auch Émile Zola in seinem Roman „Pot Bouille“ beschreibt. Seine Heldin, die bretonische Magd Adèle, steht auf der untersten Stufe der sozialen Hierarchie, permanent sexualisierter Gewalt durch männliche Dienstleute als auch durch Repräsentanten der Bourgeoisie ausgesetzt, die sich Zugang zu ihrer Kammer verschaffen. Zu weit nachhaltiger Bekanntheit in der kollektiven Imaginierung von Bretoninnen in Paris brachten es die beiden fiktiven Figuren Célestine und Bécassine.

Célestine ist die Heldin des 1900 veröffentlichten Romans „Le Journal d'une femme de chambre“ von Octave Mirbeau. Sie ermöglicht den Lesenden den Blick durch das Schlüsselloch in die Intimität des französischen Bürgertums, das als heuchlerisch, dekadent und verdorben gezeichnet wird. Obwohl Célestine als Hausangestellte und als Edelprostituierte sexuell ausgebeutet worden ist, endet sie als ebenso ausbeuterische und Frauen verachtende Wirtin und Ehefrau eines Mörders. Der Autor ortet den Ursprung der Lasterhaftigkeit seiner Romanheldin jedoch im Gegensatz zu Zola nicht nur in der Abhängigkeit von der verdorbenen Pariser Bourgeoisie, sondern ebenso in ihrer von Alkohol und Gewalt geprägten familiären Herkunft in der Bretagne, wo sie bereits als zwölfjährige Arbeiterin in einer Sardinienfabrik anfängt, sich zu prostituieren.

Der Roman von Mirbeau wurde von der bretonischen Gesellschaft vehement abgelehnt. Ebenso scharf lehnte die bretonische Community auch die Comicfigur Bécassine ab. Diese ist als immer gleich naive, ergebene und herzensgute Dienstbotin einer adligen Dame zwar ein Gegenstück zur verdorbenen Célestine, aber ebenfalls einseitig charakterisiert. Schon der Name – abgeleitet von dumme Gans oder Schnepfe, französisch *bécasse* – betont die Beschränktheit der stupsnasigen Comicfigur aus „La Semaine de Suzette“, einer seit 1905 wöchentlich erscheinenden Zeitschrift für Mädchen aus bürgerlichem Milieu. Von 1913 bis 1950 wurden die Abenteuer von Bécassine immer wieder in Alben zusammengefasst. Die Ablehnung dieser Figur durch die bretonische Bevölkerung ebte während all dieser Jahre nicht ab. Dennoch bezeugt eine im Gefolge der 68er Jahre entstandene neue Variante die ungebrochene Popularität dieser Comicfigur: Bécassine entledigte sich nun allerdings ihrer Tracht mit weißer Haube und mutierte zur Revolutionärin.

Der ausgewiesenen Migrationsspezialistin Leslie Page Moch gelingt es ausgezeichnet, ihre verschiedenen Analyseebenen zu verbinden, statistisches Material mit autobiographischen und fiktionalen Quellen zu verknüpfen und aus trockenen Angaben in Heiratsregistern Beziehungsstrukturen herauszuarbeiten. Vor allem drei Faktoren machen den Wert dieser Studie aus: der konsequent angewandte geschlechterdifferenzierende Ansatz, das Aufbrechen der Territorialisierung und Homogenisierung von Zugewanderten als einer einheitlichen Gruppe sowie die Analyse der Integration als dynamischer Prozess, der entscheidend durch Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft bestimmt ist.

Elisabeth Joris, Zürich

Dirk Hoerder u. Amarjit Kaur Hg., **Proletarian and Gendered Mass Migrations: A Global Perspective on Continuities and Discontinuities from the 19th to the 21st Centuries** (= Studies in Global Migration History 1), Leiden: Brill 2013, 568 S., 45 Grafiken, 31 Tabellen, EUR 149,-, ISBN 978-9-0042-5136-6, E-Book ISBN 978-9-0042-5138-0.

Amarjit Kaur und Dirk Hoerder, Herausgeberin und Herausgeber dieses Sammelbandes, erklären die Motivation für seine Entstehung mit der irritierenden Beobachtung, dass es eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Bezug auf Arbeitsmigration gäbe: Während die Massenmigrationen des 19. Jahrhunderts in der Tradition der Sozialgeschichte von Männern erforscht und angesichts der statistisch belegten Geschlechterproportionen als Migration von Männern aufgefasst würden, interessierten sich die Migrationsforscherinnen für die Arbeitswanderungen von Frauen als Haushalts- und Pflegekräfte. Diese Fokussierung steht in Zusammenhang mit dem zahlenmäßigen Umfang dieser Art der internationalen Arbeitsmigration in den vergangenen drei oder vier Dekaden und den damit verbundenen Diskussionen über Menschenhandel und arbeitsrechtliche Mindeststandards. Schon der Bandtitel gibt an, wie diese trügerische Komplementarität aufgebrochen werden soll – durch eine systematische Erweiterung der Fragestellung nach Migration und Geschlecht auf die gesamte Untersuchungsperiode und auf so viele Weltregionen wie möglich. Die transatlantische Massenmigration und die Kuli-Arbeitsmigration des 19. Jahrhunderts sowie die gegenwärtige Haushalts- und Pflegearbeiterinnenmigration zwischen Ländern wie Indonesien oder den Philippinen und dem Rest der Welt stecken den zeitlichen Rahmen der Referenzperiode ab. Diese relativ intensiv beforschten Ereignisse dienen als Ausgangspunkte, die mit neuen Forschungsergebnissen kontrastiert oder mit Forschungsbefunden aus anderen Regionen ergänzt werden.

Die Anforderung, Globalgeschichte und Geschlechterforschung in einer Längsschnittperspektive zu verbinden, ist hoch, gelingt meines Erachtens aber gut durch ein kluges Konzept und die Auswahl kompetenter Autorinnen beziehungsweise Autoren. Das Buch ist in sechs Abschnitte gegliedert: in einen drei Texte umfassenden Einleitungsteil, drei Abschnitte, die verschiedenen Weltregionen gewidmet sind (Europa und die Amerikas, Afrika und der Mittelmeerraum, Asien), einen Abschnitt mit Fallstudien zur Migration von Haushalts- und Pflegekräften aus Südostasien und einen letzten Abschnitt, der Geschlechterbeziehungen und Migration zum Thema hat. Dieses Konzept geht auf, weil sich die Autorinnen und Autoren weitgehend an die in den Einleitungsaufsätzen erläuterte Programmatik halten. Dirk Hoerder diskutiert in dem von ihm verfassten Einleitungsaufsatz Ansätze, Migrationsphänomene der Gegenwart zu historisieren und historische Migrationsphänomene in einer Langzeitperspektive mit den gegenwärtigen in Beziehung zu setzen. Die meisten Autorinnen und Autoren behandeln den gesamten Referenzzeitraum und entwickeln, soweit möglich, ein durchgängiges Narrativ. Dies ist durchwegs nicht aus der Forschung eines Autors oder einer

Autorin heraus möglich, sondern bedarf einer Diskussion der einschlägigen Forschungsliteratur. Überzeugend sind dabei besonders jene Beiträge, welche diszipliniert die Quellenprobleme und Forschungslücken benennen, die dem angestrebten Ziel einer historischen Erzählung vom 19. bis ins 21. Jahrhundert entgegenstehen.

Der zweite Einleitungsaufsatz, „Globalizing the Household in East Asia“ von Mike Douglass, bezieht sich im Titel zwar auf Ostasien, thematisiert aber jenes Schlüsselkonzept, das es unabhängig von Region oder Zeitraum ermöglicht, die eigentümliche Geschlechtsblindheit auszuhebeln, die den Anstoß für den Sammelband gab – den Haushalt. Eine durch die Demografie geprägte sozialhistorische Migrationsforschung neigt dazu, das migrierende Individuum in den Vordergrund zu stellen, weil die statistischen und administrativen Quellen diese Perspektive vorgeben. So entsteht der Eindruck von losgelöst wandernden Frauen oder Männern, die, je nach Mehrheitsverhältnis, ein Migrationsphänomen als ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ erscheinen lassen. Gegenwartsbezogene Disziplinen haben dagegen bessere Chancen, Informationen über die (Familien-) Haushalte einzubeziehen, innerhalb derer Migrationsentscheidungen getroffen werden, die Kosten und Risiken mittragen, die aus Migration Nutzen ziehen oder Schaden leiden und die in Extremfällen selbst durch Migration ‚globalisiert‘ werden. Der Perspektivenwechsel vom migrierenden Individuum zum entsendenden (oder empfangenden oder überlokal geführten) Haushalt bringt alle darin lebenden Männer und Frauen in den Blick, egal wer von ihnen nun geht und wer bleibt. Auch der von Douglass vorgeschlagene Ansatz, durch Fokussierung auf den Haushalt eine Geschlechterperspektive in der Migrationsforschung sicherzustellen, wird von den meisten Autorinnen und Autoren überzeugend umgesetzt.

Ein dritter Beitrag, der im Band dem Abschnitt „Atlantic World: Europe and the Americas“ zugeordnet ist, hat meiner Auffassung nach ebenfalls programmatischen Charakter: Marlou Schrovers Kritik am Begriff der ‚Feminisierung‘ von Migration und der damit verbundenen Problematisierung. Nach Schrover ist „[t]he current dominant discourse on migration [...] that of problems, in which migrant men are seen as causing problems and migrant women as having them“ (126). Das mag eine sehr pointierte Zuspitzung sein, ist aber ein nützlicher Lektürehinweis für den gesamten Band, weil sie die Aufmerksamkeit für die angenommenen, faktischen, befürchteten und proklamierten Problemlagen schärft. So referiert etwa Dennis D. Cordell in seinem Beitrag Forschungsbefunde über Allianzen zwischen den kolonialen Behörden und (männlichen) lokalen Würdenträgern und Ältesten im südlichen Afrika zur Beschränkung der Mobilität von Frauen in die entstehenden Bergbauregionen zu Ende des 19. Jahrhunderts. Dies kam den Minengesellschaften zu Gute, die eine Arbeiterschaft von unverheirateten Männern bevorzugten, denen sie keine Familienlöhne zu zahlen brauchten; im Interesse der örtlichen Machthaber lag es hingegen, über die Kontrolle lokaler Heiratsmärkte mobile jungen Männer ans Dorf zu binden und so Geldrückflüsse zu sichern. Jene Frauen, die trotz der bestehenden Beschränkungen migrierten und in den Bergbauzentren wirtschaftlich aktiv waren, mochten durch ihre exponierte Situation selber

Probleme gehabt haben – für die Interessen der lokalen Würdenträger und Ältesten sowie der Minengesellschaften schienen sie ein Problem gewesen zu sein. Shelly Chan analysiert den Wandel der Problembewertung von Ehen zwischen in China gebliebenen Frauen und ihren auswärts lebenden Gatten durch die kommunistischen Behörden in den 1950er Jahren. Wurden zunächst Scheidungen propagiert, um die als unproduktiv und unglücklich eingeschätzten Frauen in den Aufbau der neuen Gesellschaft einzubinden, so bemühte sich die Politik wenige Jahre später um die Aufrechterhaltung solcher Ehen – vor allem dann, wenn der auswärts lebende Ehepartner bereit war, Geldrücksendungen an seine in China lebende Familie zu leisten. Dies sind nur zwei Beispiele dafür, wie Migrationen Geschlechterbeziehungen dynamisieren. In welchen Abhängigkeits- und Opportunitätsstrukturen dies geschieht, welche Problemlagen dadurch für wen geschaffen, verändert oder gelöst werden, bedarf einer genauen Beschreibung und Analyse, was in den meisten der im Band enthaltenen Texten auch geleistet wird.

Die regionale Gewichtung der Artikel strebt zwar einen globalgeschichtlichen Vergleich an, allerdings setzen die Herausgeberin und der Herausgeber einen klaren Schwerpunkt auf die Region Südostasien. Knapp die Hälfte des Buches ist dieser Region gewidmet. Die Geschichte der südostasiatischen Arbeitsmigrationen vom 19. bis ins 21. Jahrhundert wird in den Aufsätzen immer wieder erzählt, was zwar ein gewisses Maß an Redundanz erzeugt, dem ganzen aber zum Vorteil gereicht, weil ein Forschungsgegenstand so tatsächlich von vielen Gesichtspunkten aus präsentiert und diskutiert werden kann. Es finden sich ausreichend und ausführliche Beiträge zu den Regionen der Amerikas, Afrikas und Europas, um das Thema Massenmigration und Geschlecht global kontextualisieren und vergleichen zu können. Die Vertiefung am Beispiel Südostasiens ermöglicht die Entwicklung eines kontinuierlichen Narrativs über den Referenzzeitraum und die Erforschung des Verhältnisses von Migration und Geschlechterbeziehungen im Hinblick auf viele individuelle, kollektive, private, staatliche und überstaatliche Akteure. Insofern scheint mir das Unternehmen geglückt: Nicht, weil der Band beansprucht, endlich alles Relevante über Migration, Arbeitsverhältnisse und Geschlecht auf der ganzen Welt zu sagen, sondern weil er beginnt, Befunde zu sammeln und konzeptuell fundiert zu diskutieren, ohne die bestehenden Forschungsprobleme und -lücken zu übergehen. Als erster Band der neuen Reihe „Studies in Global Migration History“ macht er neugierig auf das, was folgt.

Rita Garstenauer, St. Pölten

Sylvia Hahn, **Historische Migrationsforschung** (= Historische Einführungen 11), Frankfurt a. M./New York: Campus 2012, 233 S., 5 Abb., 5 Tab., EUR 16,90, ISBN 978-3-593-39398-8.

Den Einstieg dieser Einführung in die historische Migrationsforschung bildet die Analyse einer vor dem Bahnhof der norditalienischen Stadt Asiago stehenden Skulpturengruppe, genannt „Emigranti“. Davon ausgehend streift die Autorin verschiedene Formen und Facetten der Migration und stellt fest, dass dieser „im kollektiven Gedächtnis, in der europäischen Gesellschaft, nur wenig Platz eingeräumt wird“ (9). So berichtet Sylvia Hahn, dass beispielsweise der Mehrheit ihrer Studierenden ein Migrationshintergrund der eigenen Familie nicht bewusst sei (9). Von hier wird über das Thema Migration im Museum zu Mikro- und Makroebenen der Geschichte der räumlichen Mobilität übergeleitet. Ziel des Buches sei es zu zeigen, dass „Migrationsforschung auch bei Einzelpersonen oder -gruppen, auf der Mikroebene des Dorfes, der Gemeinde ansetzen kann“ (13). Ferner soll das Hauptaugenmerk auf jene „bisher wenig beachteten und kaum wahrgenommenen Formen der geschlechtsspezifischen Migration“ (13) gelegt werden. Geographisch fokussiert die Autorin auf Mittel- und Südeuropa, wobei sie „gut erforschte Bereiche, wie die Vertreibungen der jüdischen Bevölkerung, de[n] weltweite[n] Sklavenhandel, die umfangreichen Fluchtbewegungen und Vertreibungen im Zuge des Ersten und Zweiten Weltkrieges und die sogenannte ‚Gastarbeiter‘-Migration seit den 1960er Jahren [...] weitgehend ausspart“ (13). Begleitet wird der Band von einer Quellensammlung, die online verfügbar ist.

Der Einleitung folgen neun Kapitel. Die Gliederung stellt eine Mischung aus sachbezogenen und chronologisch geordneten Kapiteln dar. Kapitel eins, „*Homo* und *femina migrans*“ (15–23) umreißt Migration als historisches Phänomen von der Prähistorie bis zum 20. Jahrhundert. Im zweiten Kapitel (24–36) werden „Begriffe, Typologien, und Theorien der Migration“ dargestellt und Kapitel drei (38–70) handelt vom „Schreiben über Migration“. Für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit (Kapitel vier, 71–92) bespricht die Autorin Bürgerbücher und listet lediglich kurz andere Quellen auf. Der Begriff „Ausländer“ wird hier nicht hinterfragt und die Mobilität von Söldnern wird nur als ein Phänomen der Kriegszüge dargestellt. Kapitel fünf (93–112) behandelt die „Ausweisung und Vertreibung vom 16. bis 19. Jahrhundert“. Hier werden Briefe als Quellen diskutiert und es wird auf Ego-Dokumente hingewiesen. In den Unterkapiteln werden Stadt- und Landverweise, religiöse und ethnische sowie politische Vertreibungen in der Frühen Neuzeit, Revolutionsflüchtlinge und transatlantische Migration erläutert.

Den überzeugendsten Teil des Buches bilden die Kapitel sechs bis acht, die auf Kinder und Jugendliche, Frauen sowie Binnenmigration fokussieren und die Potenziale der Nutzung qualitativer und quantitativer Quellen verdeutlichen. Hier wird auf einzelne Fallbeispiele zurückgegriffen und dem/der LeserIn so die historische Migrationsforschung mittels mikrohistorischer Beispiele nähergebracht. Kapitel sechs (113–137)

thematisiert die Migration von Kindern und Jugendlichen, weiters wird die Bedeutung des Dienstbotenwesens für Migration und insbesondere für Binnenmigration erläutert. Die gewählten mikrohistorischen Beispiele sind aufeinander abgestimmt und vermitteln Einblicke in die historische Migrationsforschung. Am Beispiel der Vorarlberger Magd Regina Lambert am Ende des 19. Jahrhunderts setzt die Autorin amtliche Quellen und Autobiographie miteinander in Beziehung und kontrastiert die jeweils in diesen Texten enthaltenen Aussagen. Deutlich wird, wie unterschiedlich die Tätigkeit des Viehhütens von den Behörden und den betroffenen Jugendlichen beurteilt werden konnte. In diesem Kapitel wird die Anwendung von qualitativen Quellen weiter angesprochen und auf Fallgeschichten rekurriert, die aus Oral History-Interviews stammen (135–136). Kapitel sieben „Migrantinnen und *female breadwinner*“ (138–151) konzentriert sich auf weibliche Familienernährerinnen im 18. und 19. Jahrhundert. Auszüge aus autobiographischen Quellen werden in Verbindung mit verschiedenen Formen der Migration dargestellt. „Europäische Binnenmigration im 19. Jahrhundert“ wird schließlich im achten Kapitel (152–169) anhand von quantitativen und qualitativen Quellen (vor allem Volkszählungen und Interviews) behandelt. Als Beispiel dient der niederösterreichische Ort Felixdorf, der durch die Entwicklung von Textilindustrie eine massive Zuwanderung erlebte.

Kapitel neun, „Migration im 20. Jahrhundert“ (170–192), eröffnet mit einer Aufzählung von Quellen (Internet, Bildquellen und insbesondere Filme, Oral History). Der Abschnitt enthält einen Überblick und statistisches Material über Migrationsformen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wendet sich dann der Heiratsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg zu und schließt mit Beobachtungen sowie Zahlen zu globaler Migration in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts.

Im Fazit (193–197) erinnert Sylvia Hahn erneut an die vielfältigen Gründe und Motive für Wanderungen und betont die Heterogenität der MigrantInnengruppen. Für das 20. Jahrhundert konstatiert sie durch technologischen Fortschritt zustande gekommene Veränderungen bei Migrationsdistanzen und Reisezeiten. Ferner erwähnt die Autorin die sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rapide verbessernden Kommunikationsmöglichkeiten als bestimmend für ein „Leben in zwei Kulturen“, das heißt für „ein transnationales Dasein“ (194). Schließlich weist sie auf den steigenden Anteil weiblicher Migrantinnen im 20. Jahrhundert hin und erinnert daran, dass der größte Teil der Migration immer noch als Binnenmigration stattfindet.

Bereits in den ersten Kapiteln tritt die Problematik der Gesamtkonzeption deutlich zutage. Zwei fundamentale Kritikpunkte lassen sich hier anbringen: So ist zum einen unklar, wer die Zielgruppe des Buches ist. Glaubt man dem Verlag, so wendet sich die Reihe, in der es erschienen ist, „an Studierende aller Semester sowie Examenskandidaten und Doktoranden“ (2). Wie seriös ist es, eine Einführungsreihe als geeignet für solch eine heterogene Gruppe zu vermarkten? Als Einführung für StudienanfängerInnen sind die Kapitel zwei und drei zu beliebig aufgebaut: Wie kommt die hier getroffene Auswahl der behandelten Theorien und Studien zustande? Warum werden zent-

rale Definitionen nur im englischen Original wiedergegeben und Begriffe wie „Policy-Ordnungen“ (38) nicht erklärt? Zum anderen muss sich die Autorin einen weitaus gravierenderen Einwand in Bezug auf den Forschungsgegenstand gefallen lassen: Geht es im Buch um „Historische Migrationsforschung“ oder um „Geschichte der Migration“? Wenn es, wie im Titel angegeben, um historische Migrationsforschung gehen sollte, dann müssten die theoretisch-methodologischen Grundlagen derselben weitaus sorgfältiger diskutiert und die internationale Forschung (und auch jene der benachbarten Wissenschaftsgebiete) stärker einbezogen werden. So spricht die Autorin von Konzepten wie Assimilation und Transnationalität, thematisiert jedoch Netzwerke nicht. AutorInnen wie Caroline Brettell, Rogers Brubaker, Robin Cohen, Laurence Fontaine, Philippe Rygiel, Francisca Trivellato, Steven Vertovec, um nur einige zu nennen, bleiben gänzlich unerwähnt.

Damit bleibt festzuhalten, dass das Buch nur in Teilen zu überzeugen vermag. Die Diskussion der theoretisch-methodischen Grundlagen ist für eine Einführung in historische Migrationsforschung nicht ausreichend. Wichtige Teilbereiche, die gerade in den letzten Jahren neue Impulse für die historische Migrationsforschung geliefert haben – genannt seien Atlantische Geschichte, Transnationale Geschichte und Globalgeschichte – werden gänzlich ausgeklammert. Zu würdigen ist der Versuch, Tendenzen der Mainstream-Migrationsgeschichte entgegen zu steuern. Die Betonung der genderspezifischen Aspekte von Migration am Beispiel Mittel- und Südeuropas, der mikrohistorische Zugang und die Miteinbeziehung von quantitativen und qualitativen Quellen sind ein willkommener Beitrag zur Diskussion um die zukünftigen Schwerpunkte historischer Migrationsforschung. Hätte sich die Autorin darauf beschränkt, historische Migrationsforschung am Beispiel der Migration von Frauen im Mittel- und Südeuropa des 19. und 20. Jahrhunderts zu erläutern, hätte das Buch deutlich mehr an Tiefe gewonnen und damit letztlich auch als Einführung dienen können – allerdings dann unter einem anderen Titel. So bleiben nur einzelne Fallbeispiele im Gedächtnis der LeserInnen.

Hanna Sonkajärvi, Rio de Janeiro

Donna R. Gabaccia u. Mary Jo Maynes Hg., **Gender History Across Epistemologies**. Gender and History Special Issue Book Series, Chichester u. a.: Wiley-Blackwell 2013 (ursprünglich publiziert als *Gender & History*, 24, 3 (2012)), 340 S., 49 Abb., EUR 25,90 (paperback), ISBN 978-1-118-50824-4, E-Book ISBN 978-1-118-50822-0.

Die radikale Kritik an herkömmlichen Wissenschaftsvorstellungen stellte die Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an vor die herausfordernde Aufgabe, ihren Gegenstand erst einmal bestimmen sowie das vorhandene Wissen re-formulieren zu müssen. Dem wurde von sehr unterschiedlichen theoretischen, epistemologischen und

methodologischen Standpunkten aus nachgegangen. In der Folge führten Frauen- und Geschlechterforscher_innen heftige Debatten über die jeweiligen Positionen. Zwar ist es um viele dieser Debatten mittlerweile ruhiger geworden, Widersprüche und Unvereinbarkeiten bestehen aber nach wie vor.

Ausgehend von der Feststellung, dass feministische Geschichtswissenschaftler_innen verstärkt versuchen, lange bestehende Gräben und unterschiedliche Standpunkte zu überbrücken, organisierten Donna Gabaccia und Mary Jo Maynes 2011 einen Workshop in Minnesota. Viele der in dieser Spezialausgabe von „Gender and History“ veröffentlichten Artikel basieren auf dort gehaltenen Vorträgen. Mit dem Band machen die Herausgeberinnen die teils überraschenden Grenzüberschreitungen im Feld der aktuellen Geschlechtergeschichte und die damit verbundenen neuen Möglichkeiten feministischer (Geschichts-)Wissensproduktion deutlich sichtbar. Thematisch und periodisch sind die Artikel breit gestreut; drei der insgesamt 14 Artikel haben explizit Migrationsphänomene zum Gegenstand.

Nancy Green zeichnet in ihrem Beitrag die Entwicklung der historischen Wanderungsforschung in den USA und in Frankreich nach. Sie analysiert den Wandel von den Männern hin zu den Frauen als eigenständig Wandernde. Gegenüber einem Zugang, der „Gender“ immer noch verwendet, um ausschließlich die Migrationsgeschichte von Frauen zu erzählen, plädiert die Autorin für einen Ansatz, der Geschlecht als analytische Kategorie begreift. Eine umfassende Gender-Perspektive müsse zudem sowohl die Situation vor als auch jene nach erfolgter Migration berücksichtigen. Green zeigt in ihrem Artikel auf anschauliche Weise auf, wie selbst scheinbar simple geschlechtsspezifische Wanderungsraten einer komplexen Genderanalyse zugeführt werden können. Auch wenn die Autorin in ihrem konzeptuell angelegten Artikel geschlechtsspezifische Zuwanderungsraten thematisiert, ist es nicht ganz nachvollziehbar, warum die Herausgeberinnen ihren Beitrag als konkretes Anwendungsbeispiel für quantitative Methoden bezeichnen. Dies dürfte dem in der Einleitung genannten Bestreben entspringen, die Anwendungsmöglichkeiten der häufig als zu positivistisch abgelehnten quantitativen Methoden für die feministische Geschichtswissenschaft aufzuzeigen; ein Vorhaben, welches die Herausgeberinnen zurecht als nach wie vor herausfordernd bezeichnen.

Einzig Emma Moreton verwendet in ihrem Artikel „Profiling the Female Emigrant“ eine quantitative Analyseverfahren, die der Korpuslinguistik entstammt. Die üblichen qualitativ-semantischen Untersuchungen von Briefen beurteilt Moreton als methodisch problematisch: Zum einen beruhen die Schlussfolgerungen auf den Intuitionen der/des jeweiligen Forschenden und somit auf unüberprüfbar Annahmen. Zum anderen bleibe offen, inwieweit die untersuchten Briefe für die jeweilige Gattung repräsentativ seien. Anhand einer großen Sammlung von Briefen ermittelt sie ein spezifisches, phraseologisches Muster, welches häufiger von weiblichen Zugewanderten verwendet wird, um die psychologische Bindung mit den im jeweiligen Herkunftsland verbleibenden restlichen Familienmitgliedern aufrechtzuerhalten. Kritisch anzumerken

ist, dass die Aussagekraft der so erzielten, ‚dekontextualisierten‘ Ergebnisse stellenweise etwas artifiziell anmutet. In Folgeuntersuchungen könnte eine Kombination mit qualitativen Forschungsmethoden eine sinnvolle Ergänzung darstellen – wie auch die Autorin anmerkt. Dadurch würde die von Moreton stellenweise zu stark akzentuierte Dichotomie zwischen quantitativen und qualitativen Methoden abgemildert.

Als sehr gelungene diskursive und biographisch orientierte qualitative Analysen lassen sich sowohl der Artikel von Sonia Cancian als auch derjenige von Liz Stanley und Helen Dampier gegenlesen. Diese Autorinnen plädieren ähnlich wie zuvor schon Moreton für eine Lesart von Briefen, die auf deren performativen Charakter abzielt. Briefe legen also nicht bloß (mehr oder weniger zweifelhaftes) Zeugnis von vergangenen Ereignissen ab, sondern sind als eine Form der sozialen Praxis zu werten, mithilfe derer die soziale Welt konstruiert, artikuliert und kritisch reflektiert wird.

Sonia Cancian untersucht in ihrem Artikel die Korrespondenz eines durch Migration vom Atlantik (Italien – Kanada) getrennten Liebespaares. Die intime Form der Kommunikation in diesen Liebesbriefen enthüllt die vielfältigen Konstruktionen von geschlechtsspezifischen Haltungen und Normen in transnationalen Beziehungen. Durch die in den Briefen verwendete Sprache inklusive der Bezugnahme der Schreibenden auf italienische Opernfiguren werden traditionelle, herkunftslandbezogene Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung reproduziert, zugleich immer aber auch ausverhandelt beziehungsweise durch neue Verhaltensweisen in Frage gestellt (etwa durch ein Jagderlebnis der weiblichen Briefschreiberin in Kanada).

Skepsis gegenüber der Grenzüberschreitung von im „westlichen“ Kontext geprägten Konzepten formulieren Stanley und Dampier: Anhand der politischen Briefe der südafrikanischen Feministin Olive Schreiner belegen die Autorinnen eindrucksvoll, dass ihre brieflich vermittelte ‚Sicht der Dinge‘ als erfolgreiche Interventionen in die männliche politische Landschaft Südafrikas aufzufassen sind. Diese Einflussnahme Schreibers lasse sich jedoch nicht mithilfe des binär codierten Maßstabes von privat versus öffentlich und der damit verbundenen Vorstellung von ‚getrennten Geschlechtersphären‘ erfassen. Notwendig sei vielmehr eine Geschichtsschreibung, die von der Peripherie ausgehend etwaige Dissonanzen im Vergleich zu den großen Narrativen zum Thema macht und damit den Blick auf die alternativen Wege des Einflussnehmens ‚der Anderen‘ richtet.

Ähnlich wie in diesem Artikel wird auch in anderen Beiträgen des Bandes mehrfach gegen einen allzu leichtfertigen Transfer von im europäischen und nordamerikanischen Kontext hervorgebrachten Analyseinstrumenten und -konzepten in andere Länder angeschrieben: Lorelle Semley formuliert in ihrem Beitrag „Public Motherhood in West Africa“ ebenfalls Kritik am Konzept der ‚getrennten Geschlechtersphären‘. Aniruddha Dutta wendet sich kritisch gegen eine monolithische und ahistorische Kategorisierung der in Indien lebenden *bijaras* als dem ‚dritten Geschlecht‘, welche der Dualität der westlichen Geschlechterkonstruktion zuwiderlaufe. Diese Artikel verdeutlichen zudem die Verwobenheit der Kategorie Geschlecht mit anderen Kategorien, vor allem Sexuali-

tät, Klasse, ‚Rasse‘ Religion oder Imperialismus. Solche Debatten über Intersektionalität fordern die lange Zeit als primär vorgestellten Ordnungskategorien – sei es Geschlecht oder ‚Migrationshintergrund‘ – analytisch beträchtlich heraus.

Weitere Artikel in dieser Spezialausgabe bieten produktive Anschlussmöglichkeiten zwischen feministischen Positionen und der (historischen) Migrationsforschung: Shirin Saedi etwa berührt in ihrem Artikel „Reconsidering Categories of Analysis“ die relevante Frage, inwieweit der Status der/des jeweiligen Forschenden als Insider_in beziehungsweise Outsider_in wissenschaftliche Erkenntnisse beeinflusst. Heuristisches Potential hat auch der Text „Gender without Groups“ von Christopher J. Lee, der die Bedeutung und den Wert individueller Lebensgeschichten gegenüber der dominanten und von ihm kritisierten ‚gruppenzentrierten‘ Sichtweise betont, welche von vornherein klar abgegrenzte Gruppen als die fundamentale Analyseeinheit festlegt.¹ Ein biographischer Zugang macht die individuelle Handlungsfähigkeit sichtbar und ermöglicht es, Lebenswege von ‚subalternen‘ beziehungsweise marginalisierten Personen trotz ihrer archivalischen Unterrepräsentation nachzuzeichnen.

Insgesamt ist die methodische Vielfalt und Kreativität in vielen Artikeln hervorzuheben, durch die es immer wieder gelingt, die nationalstaatlich dominierten und damit überaus machtgeprägten Archivbürokratien zu unterlaufen. Generell ist bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit einer ausschließlich nationalstaatlichen Betrachtungsweise entgegengearbeitet wird (zum Beispiel die vergleichende Historiographie von Green; die transnationale Analyse von Cancian). Die vielfältigen Anschlussmöglichkeiten ließen sich noch erweitern. Sehr lesenswert ist in diesem Zusammenhang der komplexe Einleitungstext der beiden Herausgeberinnen, in dem immer wieder auf die Migrationsforschung Bezug genommen wird.

Der Band vermittelt einen hervorragenden Einblick in die aktuelle Geschlechtergeschichte und zeigt die große Bandbreite feministischer Epistemologien. Die vielfältigen, von den Herausgeberinnen postulierten Grenzüberschreitungen lassen sich aus den einzelnen Artikeln zwar nicht immer ganz einfach ‚herauslesen‘, in Kombination mit dem Einleitungstext erschließt sich jedoch das hohe selbstreflexive Potential aktueller Geschlechterforschung. Es ist gerade diese Selbstreflexivität im Hinblick auf die angewandten Analysekategorien, die immer wieder auch zu Re-Formulierungen und Erweiterungen führt, von denen sich die Mainstream-Migrationsforschung durchaus inspirieren lassen sollte. Die Migrationsforschung hat sich in den letzten Jahren deutlich verändert; durch eine systematischere Einbeziehung der Genderperspektive könnte sie noch deutlicher als bisher in Bewegung versetzt werden.

Anne Unterwurzacher, St. Pölten

¹ Vgl. in diesem Zusammenhang auch die von Rogers Brubaker artikulierte Kritik am „Gruppismus“ in der Migrations- und Ethnizitätsforschung; ders., *Ethnizität ohne Gruppen*, Hamburg 2007.